

Bremer Literaturpreis 2015

Preisverleihung am 26. Januar 2015, im Bremer Rathaus

Marcel Beyer: »Graphit«

Dankesrede von **Marcel Beyer**

Verehrte Anwesende,

aufgewachsen bin ich nicht nur mit den hochsensiblen, meinen Blick auf die Welt, auf die Literatur verändernden und bis heute bestimmenden Werken von Trägern des Bremer Literaturpreises wie Paul Celan und Friederike Mayröcker, sondern auch in der selbstverständlichen Annahme, alles deutschnationale Geplärre liege weitgehend hinter uns. Und jetzt –

»Jetzt steigen zu der düstern Welt wir nieder,«
Begann zu mir ganz totenbleich der Dichter,
»Ich selber geh' voraus, du wirst mir folgen!«

Die düstere Welt ist in diesen Versen, natürlich, das Inferno, und beim totenbleichen Dichter handelt es sich um Vergil, an dessen Seite Dante in die Hölle steigt, um uns davon Bericht zu geben. Ein Gang durch das Jenseits muß, und jedes Kind kann dies begreifen, zwangsläufig in imaginäre Sphären führen. Mögen die Höllenbilder und -erlebnisse auch Ähnlichkeiten mit der Wirklichkeit aufweisen, mag ein literarisches Werk wie die *Göttliche Komödie* auch durch und durch getränkt sein vom Wissen und vom Glauben seiner Zeit – wir werden die vor uns ausgebreitete imaginäre Welt an keiner Stelle mit der Wirklichkeit verwechseln. Auf die Idee, sie darum für ›Lügenwerk‹ zu halten, kämen wir nicht.

Der hehren Phantasie gebrach's an Kraft hier,
Doch schon schwang um mein Wünschen und mein Wollen,
Wie sich gleichförmig dreht ein Rad, die Liebe,
Die da die Sonne rollt und andern Sterne.

Mit dem Versiegen der Phantasie endet der dreiunddreißigste Gesang des Paradiso, und indem wir das Buch wieder schließen, schließt sich auch die imaginäre Welt, die wir lesend durchschritten haben, hinter uns. Denn wir sind Herr unserer Sinne, verfügen, als Erwachsene, über einen ausgeprägten Möglichkeitssinn, haben ein Ohr für Zwischen-, Unter-, Obertöne und sind nicht nur in der Lage, das große ›Vielleicht‹ zu ertragen, sondern aus Mehrdeutigkeit Genuß zu ziehen – andernfalls würden wir wohl kaum Gedichte lesen, erst recht kein Werk, das uns höllische Schreckensbilder vorführt und trotzdem den Titel *Göttliche Komödie* trägt.

Wir sind nun an dem Ort, wo ich dir sagte,
Du werdest schau'n die schmerzenreichen Scharen,
Die der Erkenntnis höchstes Gut verloren.«

Geseufz' und Weinen hier und dumpfes Heulen
Ertönten durch den sternenlosen Luftkreis,
So daß im Anfang drob ich weinen mußte.

Gemisch von Sprachen, grauenvolle Reden,
Des Schmerzes Worte und des Zornes Laute,
Und Stimmen tief und rauh, mit Händeklopfen,

Erregten ein Getümmel hier, das immer
In diesen endlos schwarzen Lüften kreiset,
Dem Sande gleich, wenn Wirbelwinde wehen.

Eine imaginäre Welt, gewiß, und dennoch reibt man sich beim Lesen wieder und wieder die Augen, weil man glauben möchte, Dante habe hier eben doch eine Wirklichkeit beschrieben – nicht die Wirklichkeit der Zeit um 1300, sondern die des Jahres 2015. Denn dumpfes Heulen, grauenvolle Reden und des Zornes Laute sind derzeit nichts Ungewöhnliches auf den Plätzen der Stadt, in der ich lebe.

Allwöchentlich wird da ein Rednerwagen im öffentlichen Raum plaziert, ein eigentümliches, zwischen Kühlanhänger und Marktstand schwankendes weißes Gefährt, in dem man, wird seine Längsseite geöffnet, unwillkürlich erwartet, einem Wandermetzger beim Keulen eines Mastschweins zuzusehen. Von Mal zu Mal hat diese mobile Mastschwein-keulanlage mehr und mehr Leute geradezu magisch angezogen.

Und ich, der aufmerksam stand im Betrachten,
Sah schlammbedecktes Volk in dieser Lache,
Nackt insgesamt und mit erzürntem Antlitz,

Die schlugen nicht allein sich mit den Händen,
Auch mit dem Haupt, der Brust und mit den Füßen,
Stückweise mit den Zähnen sich zerfleischend.

Der gute Meister sprach: »Mein Sohn, hier siehst du
Die Seelen derer, die der Zorn besiegte,
Und auch will ich, daß für gewiß du glaubest,

Daß unterm Wasser Volk ist, welches seufzet
Und Blasen treibt auf seiner Oberfläche,
Wie dich der Blick lehrt, wo er hin sich wendet.

Versenkt im Sumpfe, rufen sie: ›Wir waren
Trüb in dem süßen, sonnenheitern Luftkreis,
Da schleichend Feuer uns im Innern qualmte;

Uns selbst betrüben wir im schwarzen Schlamm jetzt.«
Sie gurgeln dieses Lied in ihrer Kehle,
Weil sie's mit klarem Wort nicht sagen können.«

Sie brüllen: »Wir sind das Volk«, »Halt's Maul, du Fotze«, »Lügenpresse auf die Fresse«, »du häßliche Nutte bist eine Schande für Ostdeutschland«, sie brüllen: »Lügenpresse, Lügenpresse« und: »Das ist die Wahrheit, das ist die Wahrheit« und: »Na, du linksintellektuelle Prostituierte?« Sie schreiben: »Wir wollen die hier nicht« und: »König August steig hernieder und regiere Sachsen wieder«, und dann brüllen sie erneut: »du schwule Sau«, »wir sind das Volk«. Mit Wollust lassen sie sich einpeitschen, und je vulgärer der Abend wird, desto wohliger glühen ihre Äuglein.

Das Untier Zerberus, seltsam und wütig,
Bellt aus drei Kehlen nach der Art der Hunde
Die Menge an, die überschwemmt hier lieget.

Rot sind die Augen, schwarz der Bart und triefend,
Der Bauch geräumig und beklaut die Pfoten,
Womit's die Geister krallt, zerfleischt und vierteilt.

Sie heulen Hunden gleich

Zwei Tage vor Heiligabend zogen diese Leute, die verzweifelt darum ringen, aus Verschwörungstheorieportalen, Fernsehtalkshows und vielleicht noch ein paar Fantasyromanverfilmungen ein widerspruchsfreies Wirklichkeitsbild zu destillieren, Leute, die – wie gebildet auch immer sie sein mögen – kein Ohr für Zwischentöne haben und auf alles, was ihren trivialen Vorstellungen von ›Klartext‹ nicht entspricht, mit blankem Haß reagieren, zwei Tage vor Heiligabend also zogen sie der mobilen Mastschweinkeulanlage hinterher auf den Theaterplatz vor der Semperoper und versammelten sich unter dem Reiterstandbild des König Johann von Sachsen, um gemeinsam Weihnachtslieder zu singen. »Stille Nacht, heilige Nacht«, »Wir sind das Volk«, »Fresse polieren«, »O du fröhliche«, »diese blöde stalinistische Fotze«. Schleierhaft ist mir, wie Monika Maron das alles offenbar als harmlos erleben konnte, ja, fast als herzig, um nachher allen Ernstes zu meinen, die Gegendemonstranten hätten in das Weihnachtsrülpsen der »Fotze«-Seligen einstimmen sollen – als anheimelnder Dienst am Vater-, am Abendland.

Keinem von ihnen, selbst der Schriftstellerin nicht, scheint bewußt gewesen zu sein, daß man an jenem Montagabend unter dem Reiterstandbild nicht nur eines sächsischen Königs, sondern zugleich unter dem eines Übersetzers seiner ›volkstümlichen‹, christlich verbrämten Feindseligkeit freien Lauf ließ.

Denn dieses Tier, weshalb du riefst um Hilfe,
Läßt keinen frei hinziehn auf seiner Straße,
Ja, hindert ihn so sehr, bis es ihn tötet.

Und von Natur ist es so schlimm und boshaft,
Daß nimmer es den gier'gen Trieb befriedigt,
Und nach dem Fraß mehr als vorher noch hungert.

Daß König Johann von Sachsen als Übersetzer unter einem anderen Namen schrieb, ist für Leute, die nach abendländischem Klartext lechzen, vermutlich schon zuviel des verwirrenden Doppelsinns. Als Philalethes übersetzte er – klassische Gastarbeitersprache – aus dem Italienischen, und wir verdanken ihm, wie Sie hören, eine wunderbar dahinfließende, keine Schärfe scheuende Übertragung der *Göttlichen Komödie*.

Er schwieg, und rings erzitterten die düstern
Gefilde plötzlich so, daß mich der Schrecken,
Wenn ich dran denke, noch im Schweiß badet.

Wir, die wir Gedichte lesen, habe ich gemeint, empfinden angesichts von Mehrdeutigkeit Genuß. Ja, wir lesen – schreiben – sogar Gedichte, die Titel wie »Lambadamaschine« tragen und in denen Formulierungen auftauchen wie: »das Klax«, denen wir vorderhand möglicherweise nicht den geringsten Sinn zuweisen können. Doch ließen wir uns von solchen, irritierenden Momenten nicht dazu verleiten, unsere Vernunft durch bloßen Affekt zu ersetzen, gar anderen ins Gesicht zu spucken.

Seltsam, welch großen Raum im Weltbild von Leuten – ich zitiere Dante:

Die, Schweinen gleich, im Kot hier stecken werden,
Graunvolle Flüche hinter sich verlassend

– seltsam also, welch ungeheuren Raum in ihrem Weltbild List, Tücke und Verstellung einnehmen. Verborgener Sinn kennzeichnet ›Lügenwerk‹, ein schwebendes, unaufhebbares ›Vielleicht‹, wie es Gedichten eigen ist, kann in ihrer Welt auf nichts weiter als auf Doppelzüngigkeit hinweisen – ein Charakteristikum gefährlicher sogenannter Schläfer. Nulltoleranz gegenüber der keinen erkennbaren Zweck verfolgenden Sprachbewegung, samt dem mit äußerster Aggressivität verteidigten Recht auf Einfalt: Unter solchen Bedingungen erschöpft sich Phantasie leicht in Vernichtungsphantasien: Das Inferno.

Was genau eine »Lambadamaschine« sein könnte, wüßte ich, der ich ein Gedicht mit diesem Titel geschrieben habe, selbst nicht zu sagen. Welches ›Geheimnis‹ sich aber hinter dem »Klax« verbirgt, sei hier verraten: Es ist, ganz schlicht, der Name eines Dresdner Nachtlokals. Im Mai 2003 fand er in mein Gedicht, und heute ist das Klax der Lieblingstreffpunkt jener, die allwöchentlich mit ihrer Mastschweinkeulanlage in die Stadt ziehen. In Dresdens bekanntestem Strip Club ist kein Raum für Mehrdeutigkeit, an deren Stelle tritt die um keinen Doppelsinn verlegene Zweideutigkeit. Das Klax als Schaltstelle des Abendlands: Ein Lap Dance entspricht hier dem höchsten der Gefühle an Deutungsbedarf.

Und ich lasse mich gerne darüber aufklären, auch dabei handele es sich um eine schöne alte christlich-deutsche Tradition.

Er aber brach nun wieder auf und fragte
Im Weitergehn: »Was hat dich so verwirret?«
Und da ich seiner Frage drauf genüget,

Ermahnte also mich der Weise: »Was du
Hier Feindliches vernommen hast, bewahre;

Mit diesen Versen von Dante Alighieri und von König Johann und von Philalethes möchte ich mich herzlich für den Bremer Literaturpreis bedanken.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 · Fax (0421) 361 6903 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de